

Aus aller Welt.

Zum Kapitel „unleserliche Unterschriften“ erzählt Justizrat Staub in der „Jurist. Ztg.“ folgenden ergötzlichen Vorgang. Ein Richter wollte vor nicht langer Zeit auf einen Antrag nicht verfügen, weil er die Unterschrift des antragstellenden Anwalts nicht entziffern konnte, und gab deshalb den Antrag schriftlich zurück. Der Anwalt wieder wollte sich diese Verfügung nicht gefallen lassen und fragte bei dem Gericht an, welcher Richter die unleserliche Verfügung unterschrieben habe; er wolle sich über den betreffenden Richter beschweren, könne aber zu seinem Bedauern die Unterschrift nicht entziffern.

Lotterieschwindel in großem Maßstabe betrieb ein Lotteriekollektor Karl Heine, Unter den Linden 47 in Berlin (—nicht zu verwechseln mit dem altbekannten Bank- und Lotteriegeldhändler Carl Heine, Unter den Linden 3 —) gegen den ein Verfahren wegen Betruges eingeleitet worden ist. In etwa 500 auswärtigen Wäutern bot er Lose der Marienburger Geldlotterie und verschiedener Pferdebetriebe an. Da namentlich die Marienburger Lose stark begehrt wurden, konnte er der Nachfrage nicht genügen und sandte dann den Bestellern häufig Lose von Lotterien, die in Preußen verboten sind. Er wird besonders beschuldigt, noch Lose verschickt zu haben, wenn die betreffende Ziehung bereits vorüber war. Als zahlreiche Beschwerden bei der Berliner Kriminalpolizei einliefen, hielt er eine Hausdurchsuchung bei Heine ab und beschlagnahmte dessen Bücher. Er selbst wurde einweilen festgenommen, später aber vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt. Auch die Geschäftsbücher wurden nach polizeilicher Einsichtnahme in der Wohnung belassen, da eine Verdunkelungsgefahr nun nicht mehr zu befürchten war. Die Seele des Schwindels ist sein Theilhaber Robert Glombek, gegen den ebenfalls ein Verfahren schwebt. Dieser hat hauptsächlich die Lose vertrieben und die Schwindelgeschichten erfunden, während Heine mehr als vorgegebene Person diente. Der bekannte langjährige Lotteriekollektor Carl Heine, Unter den Linden 3, hat ebenfalls zu den Schwindelstratagemen gestellt auf Grund des Geheges über den schwindelnden Wettbewerb. Während er selbst seit Jahren die geschickte Telegrammadresse „Lotteriebant“ führt, hat die Konkurrenzfirma die Telegrammadresse „Deutsche Lotteriebant“ gewählt, jedenfalls nur, um das Publikum glauben zu machen, man habe es mit der alten Firma Carl Heine zu thun.

Ein entgangener Gewinn. Wie noch erinnert sein dürfte, wurde der Gewinn des vor zwei Jahren in die Kollekte des (Schiffen) gehaltenen großen Loses von 500,000 M. der Preussischen Staatslotterie nicht erhoben und verfiel deshalb der Lotteriefasse. Ueber die Person des Gewinners entstanden damals die verschiedenartigsten Vermuthungen. Daß das Gewinnlos in der Kollekte gespielt wurde, stand außer allen Zweifeln. Wie sich nun jetzt nach dem Tode des hiesigen Kollektors herausstellte, ist hier die 4. Klasse des betreffenden Loses selber eingekauft. Das Los verkauft war und die vorhergehenden Klassen bereits bezahlt waren, der betreffende Losinhaber sich aber nicht gemeldet hatte und der Kollektor wohl annehmen konnte, daß die Einkauf der Schlussklasse wohl nur übersehen sein dürfte. Der Losinhaber hat sich jedoch auch später nicht gemeldet, und so den Kollektoren damals die Beteiligung am Spiel in der eigenen Kollekte verboten war, mußte der Gewinn verfallen. Der Kollektor wurde aber wenigstens die Gewinnsumme von der Lotteriedirektion gezahlt. Das betreffende Los wurde bei der Nachzahlungregulierung von den Erben vorgefunden, die bei diesem Fund nicht gerade sehr erfreut gewesen sind.

Verfälschte Ansichten. In dem Tagebuch des Schiffs von Berlin findet sich folgende Glosse über seinen englischen Aufenthalt: „Viele Privatleute sind fast so reich wie der König selbst. Es spricht sehr für König Edwards Herzengüte, wenn man sagt, daß er diesen großen Reichtum bei seinen Untertanen niemals abel bemerkt, noch sie auf irgend eine Art für diese unheimliche Annahme bestraft.“



GERICHTSSAAL

Strakammer-Sitzung vom 16. Juni 1903.

Jahrlässige Körperverletzung. Am 18. Januar um die Mittagszeit passierten drei Kinder (ein Knabe und 2 Mädchen) die Kirchgasse in der Richtung nach der Luisenstraße zu, da fuhr ihnen ein aus derselben Richtung kommender, mit einem Pferde bespannter Wagen in die Flanke. Das eine Kind wurde eine Strecke weggeschleudert, das andere erhielt einen leichten Stoß, der es nach dem Trottoir hindrängte und das dritte endlich stürzte mit solcher Wucht auf den Straßenpflaster, daß es verschiedene Beulen und blaue Flecken davontrug. Nach der Anklage ist der Schaben dadurch entstanden, daß der Fahrer des Wagens, der Droschkenfahrer W. W. Diefenbach von hier, in zu raschem Tempo um die Ecke der Fährbrunnentreppe bog und so die Gewalt über sein Pferd verlor, nach seiner eigenen Versicherung aber ist das Pferd gescheut, weil es gewohnt war, Spanning zu fahren und die Sehnsucht nach dem Reite soll auch das Jähre dazu getan haben, das Tempo der Fahrt über Gebühr zu beschleunigen. Der Mann wurde für überführt erachtet im Sinne der Anklage und zu 30 M. Geldstrafe verurtheilt.

Rückfälliger Dieb. Der Knecht Christian Müller von Ram bach war acht Tage lang bei einem hiesigen Manne beschäftigt. Da ließ er sich seinen Lohn auszahlen und machte sich über alle Berge mit einer Dose, verschiedenen Gemüsen, ein Maßstod, ein Tafelmesser, welche er seinem Brodherrn weggenommen hatte. — Der Mann ist kriminell rückfälliger Dieb. Strafe neun Monate Gefängnis.

Litteratur.

Weltall und Menschheit. Die Wandgemälde aus der älteren Steinzeit, die in jüngster Zeit in den ehemals als Wohnstätten benutzten Höhlen des Vézèrethales in der Dordogne (Südfrankreich) aufgefunden wurden und innerhalb der Kreise der französischen und deutschen Anthropologen einen geradezu erbiterten Streit für und wider die Echtheit hervorriefen, bespricht Professor Dr. Hermann Klotz in dem jetzt zur Ausgabe gelangten 33. Heft der großen Publikation Hans Kraemers „Weltall und Menschheit“ Naturwunder und Menschenwerke, Geschichte der Erforschung der Natur und Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin und Leipzig). Der ausgezeichnete Heidelberger Anthropologe hat speziell zur Untersuchung der Fänge des Vézèrethales eine längere Studienreise dorthin unternommen und gelangt nunmehr auf Grund gründlichster Forschung zu dem Schluss, daß es sich bei den prachtvollen, z. T. mehrfarbigen, mit höchstem Realismus durchgeführten Bildern von weiblichen Mammuts, Wölfen und Kentieren tatsächlich unzweifelhaft um erstaunlich hochstehende künstlerische Leistungen aus der älteren Steinzeit handelt, also aus einer Periode, in welcher wir die Anfänge der menschlichen Kultur zu legen gewohnt sind. In Heft 34 geht Professor Klotz auf die Frage der Rassenabstammung der Menschen ein, ein Thema, das er mit gewohnter Gründlichkeit und unter Verweisung einer Fülle interessanter Illustrationsmaterialien zumeist nach photographischen Aufnahmen eigener Studienobjekte in fesselnder Form durchführt. Jede neue Lieferung von „Weltall und Menschheit“ bestätigt, daß das Urtheil einer der hervorragendsten wissenschaftlichen Zeitschriften wohl berechtigt ist: „Weltall und Menschheit“ ersetzt tatsächlich Bibliotheken!

*** Presber, Aus dem Lande der Liebe.** 5. Aufl. A. 3. Dieses f. Zt. von der Presse mit besonderer Wärme aufgenommene Viederbuch Presbers, das auch im Wiesb. Gen.-Aus. eine eingehende Würdigung fand, ging vor kurzem in den Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachf. in Stuttgart über, in dem sich das erste Gegenstück, die soeben in zweiter Auflage erschienene Gedichtsammlung „Media in vita“ bereits befindet. Allen Freunden echter Poesie seien Presbers reise Werke bestens empfohlen.

Sprediaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keine Verantwortung.

Sonntagsruhe im Handelsgewerbe.

Der Deutschnationale Handlungsgesellenverband veröffentlicht 39 Gutachten über die völlige Sonntagsruhe im Handelsgewerbe (Verlag des Verbandes, Hamburg). Unter den Gutachten befinden sich Brentano, Damaschke, Oise, Rülmann, Legien, Raumann, Adolf Wagner, Rudolf Herzog, Berlin, Oberbürgermeister Abdes, Stadtrat Dr. Fleisch in Frankfurt a. M. sowie die Firma Georg Schepeler, Frankfurt a. M., die neben ihrem großen Delikatessen-Geschäft wohl das bedeutendste Cigarren-Geschäft in Frankfurt a. M. besitzt. Da auch in hiesiger Stadt eine Regelung der Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe bevorsteht, so glauben wir im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir einige dieser Gutachten veröffentlichen. Oberbürgermeister Abdes antwortete auf die Anfrage des Handlungsgesellenverbandes: Ich erwiedere ergeben, daß ich eine weitere Ausdehnung der Sonntagsruhe, welche in hiesiger Stadt bereits in weitem Umfang durchgeföhrt ist, zwar lebhaft wünsche, daß mir aber Zeit und Material fehlt, um diese weitreichende Frage allgemein zu erörtern.

Stadtrat Dr. Fleisch-Frankfurt a. M.: Ich halte die völlige Sonntagsruhe vom wirtschaftlichen Standpunkt aus für wünschenswert, wenn und insofern dafür gesorgt ist, daß das Erholungsbedürfnis nach geistiger Erfrischung der großen Massen nicht nothleidet. Speziell die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe wird durch diese notwendige Einschränkung kaum berührt, wenn man nicht etwa den Betrieb von Eisenbahnen, Dampfschiffen, Elektricitätswerken u. s. w. hierunter versteht. Werden jene Voraussetzungen gewährt, so ist die Sonntagsruhe gewiß keine Beschränkung der Konsumenten und wird auch in ihrem Theil zur Milderung der sozialen Gegensätze beitragen. Auf sittlich ethischem Gebiet dürfte sie ihre Hauptbedeutung in der Ermöglichung eines ausgedehnten Familienlebens, sowie in der Ermöglichung der Erweiterung des geistigen Horizonts der jüngeren Kaufleute besitzen. Jedenfalls hat die Befürchtung, die vielfach an die Ausdehnung der Sonntagsruhe angeknüpft wurde: „Vermehrung der Gelegenheits- zu Heberlichem, verschwenderischem Leben“ sich bisher nirgendwo bewahrheitet.

Herr Georg Schepeler-Frankfurt a. M.: Ich habe bereits seit mehr als 10 Jahren die Sonntagsruhe eingeföhrt und ich will alle Schritte unterstützen, die auf die obligatorische Sonntagsruhe hinauswirken. Ich halte hierzu erforderlich die reichs-gesetzliche Ordnung dieser Materie, da nur auf Grund einer reichsgesetzlichen Einführung der Sonntagsruhe der jetzigen Vuntigkeitslage der sonntäglichen Geschäften in Deutschland ein Ende bereitet wird. Eine wirtschaftliche Schädigung durch die Sonntagsruhe dürfte wohl für einige Branchen zu befürchten sein und es wäre erforderlich, diesen gleichzeitig einen Schutz zu gewähren. In erster Linie erwähne ich den Cigarrenhandel, dem durch die Sonntagsruhe ein erheblicher Theil des Umsatzes genommen wird, der unter den jetzigen Umständen den Wirthen zufällt. Hier regeln einzugreifen dürfte durchaus möglich sein und dürfte dadurch die Agitation gegen die Sonntagsruhe beseitigt werden. Eine Einschränkung der Konsumenten ist durch Einführung der Sonntagsruhe nicht anzunehmen, da ich in meinem Geschäfte nur Gelegenheits- zu der Beobachtung hatte, daß die Kunden ihren Bedarf am Samstag decken, seitdem ihnen durch Ladenschluß am Sonntag die Gelegenheit dazu genommen worden ist. Man hat auch neuerdings

bei dem Ansturm gegen den 9 Uhr-Ladenschluß die Behauptung aufgestellt, daß es vielen Konsumenten unmöglich geworden ist, ihren Bedarf zu decken. Vergeblich habe ich jedoch nach irgend einem Beweis für diese Behauptung gesucht. Daß im Uebrigen die völlige Sonntagsruhe in hervorragendem Maße geeignet ist, die sozialen Gegensätze zu vermindern, durch die völlige Aus-sperrung die Schaffensfreudigkeit und Schaffenskraft zu erhöhen und die Gelegenheit zur Ausbildung der beruflichen Fähigkeiten zu vermehren, dürfte außer jedem Zweifel stehen und diese Fragen sollten aus der Diskussion verschwinden.

Firma Rudolph Herzog-Berlin: Ich habe in meinem Betriebe schon seit Jahren die vollständige Sonntagsruhe, mit Ausnahme der drei letzten Sonntage vor Weihnachten eingeföhrt. Hieraus dokumentirt sich schon meine Stellungnahme. Die Dezember-Sonntage sind für mein Geschäft sehr wichtig, weniger für den Ladenerkauf — obgleich viele Leute von außerhalb an diesen Tagen zum Einkauf angereist kommen — als vielmehr für den Versand. Hierbei wiegt im Dezember jede Stunde Arbeitszeit viel auf, und der Ausfall drei ganzer Tage würde eine schwer auszugleichende Benachtheiligung in der Expedition zur Folge haben. Als Entschädigung für die geleistete Mehrarbeit gewähre ich sämtlichen Angestellten Weihnachtsg-ratifikationen mit A. 60 beginnend und ansteigend bis A. 300.

Schriftsteller Adolf Damaschke, Vorsitzender des Bundes der Deutschen Voden-Reformer, Berlin: Ich halte die Einführung einer reichsgesetzlich geregelten völligen Sonntagsruhe für das Handelsgewerbe durchaus für möglich. Jeder theoretische Einwand verschwindet m. E. vor der Thatsache in industriell und handelspolitisch so entwickelten Ländern wie England und Amerika. Auch dort ist in wesentlichen die Sitte dem Gehege gefolgt, eine Erscheinung, die sich auch bei uns auf anderen Gebieten in gleicher Weise gezeigt hat. Ist die völlige Sonntagsruhe aber möglich, dann ist sie auch wünschenswert und zwar in gleicher Weise vom sittlich ethischen Standpunkt aus. Menschen die einen vollen Tag in der Woche frei haben, sich ihrer geistigen und körperlichen Erholung und Ausbildung widmen können, werden zweifellos auf die Dauer eine andere Thätigkeit und Frische des Körpers und des Geistes auch in ihrem Berufs-beweisen können, als diejenigen, denen ein solcher Tag fehlt. Von einer unbedingten Beschränkung der Konsumtanten-Interessen kann meines Erachtens keine Rede sein. Ich bin überzeugt, daß die Zeit kommen wird, in der man die völlige Sonntagsruhe als etwas Selbstverständliches auch bei uns in Deutschland betrachten wird, daß man es gar nicht wird verstehen können, daß es einst anders gewesen sein kann. Ob diese Zeit bald kommen wird, hängt in erster Reihe von der unermüdligen und zielbewußten Arbeit derer ab, denen in erster Reihe diese Zeit ein Segen sein wird, von der Arbeit der deutschen Handlungsgesellen. Die sozialen Gegensätze zwischen Prinzipal und Angestellten werden durch eine völlige Sonntagsruhe natürlich nicht völlig überbrückt werden. Die Erfüllung dieser Forderung aber wird zweifellos zu einer Gesundung dieser Verhältnisse beitragen.

Geldsächliches.

Köstritz (Thüringen). Die im hiesigen Orte bestehende bürgerliche Brauerei, welche mit zu den ältesten Deutschlands gehört und deren Produkte schon im 16. Jahrhundert weit über die Grenzen der engeren Heimath hinaus bekannt waren, hat im Laufe der Jahre einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Das „Köstritzer Schwarzbier“ behauptet unter allen den modernen Bierarten die erste Stelle als ein Getränk, das so recht dazu bestimmt ist, ernährend und stätkend auf den menschlichen Organismus einzuwirken.

Im Gegensatz zu den alkoholhaltigen Getränken wirkt das Köstritzer Schwarzbier durchaus nicht aufregend, sondern nur belebend auf die Verdauung und den gesamten Stoffumsatz ein.

Der Bezug ist, da sich in allen größeren Städten Verkaufsstellen befinden, verhältnismäßig leicht, und ist der Preis nicht höher als für andere ausländische Biere.

Wer sich und seinen Angehörigen eine rechte Freude bereiten und für deren Gesundheit etwas thun will, versäume nicht, einen Versuch mit diesem heilsamen Getränk zu unternehmen und als ständigen Hausstrunk einzuföhren. — Wegen des Bezuges verweisen wir die geehrten Leser auf den Informatenheft unserer Zeitung.

lehre ich unter Garantie des Erfolges nach dem weitbekannten **Schreiber'schen Methode**. Jede, selbst die schlechteste u. unleserliche Schrift wird durch meine Methode dauernd schön und geäußt. Unentgeltlich, wenn nicht guter Erfolg.

Gründliche Ausbildung in Buchhaltung, sowie in der gesamten kaufm. Wissenschaft, in Kurzen sowie Einzelunterricht in Tages- oder Abendkursen. Der Unterricht an Damen steht unter persönlicher Leitung von **Franz E. Schreiber**, langjährige Fachlehrerin. 8977

Rhein.-Westf. Handels-Lehranstalt.
Dir.: E. Schreiber, Rheinstr. 103, 1. a. d. Ringstraße

20 Meter Buchen-Auh-Scheitholz,
1000 Buchen-Wellen preiswürdig zu verkaufen.
M. Cramer, Feldstraße 18.

Patente etc. erwirkt
Ernst Franke, Civ.-Ing.,
Bahnhofstr. 16

Trauringe sowie alle **Gold-, Silberwaaren und Uhren**
kaufen Sie sehr billig im
Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 909



Nr. 140

(2. Beilage.)

Freitag, den 19. Juni.

1903

Die Blüte des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

Fortsetzung.

„Ah, um so besser“, versetzte der Diener. „Der Doktor Flandrin schickt uns hierher. Kommen Sie, bitte, schnell, Herr Doktor, der kleine Junge unserer gnädigen Frau liegt im Sterben.“

„Ist es weit?“ fragte Lemoine.

„In den Champs-Élysées, Herr Doktor. Aber mit unseren Pferden werden wir in höchstens zehn Minuten dort sein. O, kommen Sie bitte schnell. Ich war schon bei Dr. Flandrin; man hat mir gesagt, daß er bei einer Verwandten in der Rue des Dames sei. Von dort komme ich jetzt gerade, weil die gnädige Frau absolut nach ihm verlangt hat. . . . Aber er kann nicht kommen. Er hat mir Ihre Adresse gegeben und gesagt, daß Sie sicher an seiner Stelle mitkommen werden.“

„Wie heißt Ihre Herrschaft?“

„Baron und Baronin von Saint-Magloire.“

„Gut“, sagte einfach Lemoine und stieg in den Wagen, der sofort mit rasender Geschwindigkeit nach den Champs-Élysées rollte.

28. Kapitel.

„Herr Doktor, retten Sie mein Kind!“ rief Elena und eilte auf den Arzt zu, den der Diener soeben in das Krankenzimmer führte.

Aber plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen und schaute den Arzt mit einem Blick an, in welchem sich unbeschreibliche Ueberraschung spiegelte.

Seinerseits fühlte der Arzt ein merkwürdiges Gefühl der Verwirrung in sich aufsteigen.

Die Stimme Lenas hatte ihn im Innersten erzittern lassen. Die Frau Saint-Magloires so nahe vor sich, in einer einfachen Haus-toilette, erinnerte ihn mehr und mehr an die Büge jener Cubanerin welche er geliebt und die er, obwohl ihn das Schicksal von ihr getrennt, nie ganz vergessen hatte.

Weide blieben unschlüssig stehen, das Herz überquellend von Erinnerungen, und wagten nicht zu sprechen, aus Furcht, die Vision der Vergangenheit zu verschrecken.

Elena brach zuerst das Schweigen.

„Mein Herr“, sagte sie, „es ist nicht das erste Mal, daß wir uns begegnen. . . . Ich habe vor Jahren in Newyork einen Franzosen gekannt, gleichfalls Arzt, er hieß Lemoine.“

Der Doktor unterbrach sie, sein Herz schlug zum Zerspringen. Ein Name: Elena, stieg in ihm auf. . . . Und er wiederholte den Namen laut:

„Elena Ruiz!“

„Sie! Sie! . . . Lemoine“, stotterte in größter Verwirrung die Baronin.

Freude und Schmerz stritten in ihr — die Freude, den Freund wiederzusehen, der Schmerz, ihn unter diesen traurigen Umständen wiederzusehen.

Ein Stöhnen des Kindes rief sie zur rauhen Wirklichkeit zurück.

„Dem Himmel sei Dank!“ sagte sie und nahm die Hand des Arztes in die ihre. „Sie werden mein Kind retten, wie Sie einst die Mutter gerettet haben.“

(Nachdruck verboten.)

Diese Worte gaben Lemoine sein ruhiges Blut und seinen klaren Geist zurück.

Er erinnerte sich, daß er hierhergekommen, um seine Hilfe einem Sterbenden angedeihen zu lassen.

Der Mensch machte dem Arzt Platz.

Innerhalb zweier Sekunden vergah er Havana, Newyork und selbst die Liebe, welche das Geschick wieder in ihm hatte aufleben lassen — die Ausübung seiner Pflicht beschäftigte ihn jetzt.

Er näherte sich leise dem Bette, wo das Kind sich im Schmerz wand und phantasierte. Eigenthümliche Seufzer, die wie ein Nöcheln klangen, entstrangen sich der Brust des Kindes.

Mit einem einzigen Blick hatte Lemoine die Schwere der Krankheit erkannt, aber mit keiner Miene verrieth er es, um die Mutter nicht noch mehr zu beunruhigen.

„Bringen Sie mir die Lampe“, sagte er und warf mit einer hastigen Bewegung seinen Mantel auf den Stuhl.

Aber die Kinderfrau hatte kaum das Licht gebracht, als das Kind gellende Schreie ausstieß.

In demselben Augenblick zuckten die Augenlider convulsivisch während die Zähne dumpf knirschten.

„O“, dachte Lemoine, dessen erfahrener Auge nicht die geringste Bewegung entging, der jedes dieser bezeichnenden Symptome genau beobachtete; „hoffnungslose Gehirnentzündung! der arme Kleine ist verloren. In zwei Stunden wird er todt sein, wenn nicht. . . .“

„Sie werden ihn retten, nicht wahr, Herr Doktor?“ bat Elena mit zitternder Stimme.

Lemoine antwortete nicht auf ihre Frage.

Er richtete seine hohe Gestalt auf und befahl kurz:

„Blutegel! Eis! Aber schnell!“

„Schnell Blutegel und Eis“, wiederholte Elena. „Gehorchen Sie dem Doktor.“

„Ja, so schnell wie möglich“, sagte er nochmals.

„Mein Kind ist verloren“, jammerte die Baronin, bestürzt von dem ernststen Tone des Arztes. „Mein Gott, mein Gott! Er wird mir sterben!“

Lemoine zögerte mit der Antwort, welche das Herz der Mutter brechen mußte.

Er durfte aber andererseits die traurige Wahrheit auch nicht verschweigen.

Elena fühlte, was in dem Arzt und Freunde vorging, und ihre Herzensangst wuchs noch mehr.

„Doktor. . . mein Freund. . .“ schluchzte sie, „ich flehe Sie an — täuschen Sie mich nicht. Ich muß — ich will alles wissen!“

„Mein Gott! Elena — gnädiger Frau, ich verhehle Ihnen nicht, daß der Fall schwer, sehr schwer ist,“ antwortete Lemoine, der sich wieder gefaßt hatte. „Wenn wir engerisch handeln, retten wir ihn vielleicht. . . . ich hoffe es wenigstens. Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie inständigst. Sie müssen mir auf einige Fragen antworten, die ich Ihnen zu stellen habe.“

Elena brängte mit müthiger Selbstüberwindung die Thüre zu. „Fragen Sie.“

„Welche Symptome bemerkten Sie zuerst bei der Erkrankung?“

„Heute Morgen war José noch ganz wohl, ausgelassen und munter wie gewöhnlich. Er aß mit gutem Appetit zu Mittag. Gegen drei Uhr Nachmittags, nach dem Unterricht, fing er an, über heftige Kopfschmerzen zu klagen. Ich glaubte zuerst, daß es sich um eine unbedeutende Erkältung handle, die schnell vorübergehen werde; aber ich hatte mich getäuscht. Bald darauf traten Fieber, heftiger Schüttelfrost und Brechreiz ein, so daß ich zum Arzt schickte.“

„Der Doktor Glandrin“, unterbrach Lemoine, „ist einer der erfahrensten und scharfsinnigsten Aerzte! — Das ist wirklich auffallend! — Um wieviel Uhr ist er gekommen?“

„Um sechs Uhr.“

„Und was hat er gesagt?“

„Er meinte, daß es nur ein leichtes Unwohlsein sei . . . ein Anfang von Influenza, glaube ich . . . Er hat Pulver verschrieben aus Bromhydrat und Chinin und eine stärkende Medicin mit Kolatropfen verordnet.“

„Ganz unbegreiflich!“ nahm der Doktor halblaut seinen Gedankenlauf wieder auf. „Um sechs Uhr konnte man sich doch nicht mehr über die Anzeichen täuschen. Mein Wort darauf, ich glaube, daß diese großen Mediziner manchmal selbst nicht wissen, was sie thun. Sie befragen und untersuchen und schreiben die Rezepte eins — zwei — drei —, man erwartet sie ja noch bei so vielen Patienten.“

„Er hat sich erbrochen, nicht wahr, gnädige Frau?“ setzte er dann laut hinzu.

„Ja, Herr Doktor, und mit diesem schrecklichen Schreien, welches Sie vorhin gehört haben. Das hat mich gerade beunruhigt, und in meiner Angst und Verzweiflung habe ich eiligst nach dem Arzt geschickt; er scheint nicht frei gewesen zu sein.“

„Nein — er hat Ihrem Diener anempfohlen, zu mir zu gehen und mich zu bitten, an seiner Stelle hierher zu kommen.“

„Und Sie sind gekommen, lieber Herr Doktor, Sie, dem ich Freiheit und Leben verdanke, und welchen ich niemals wiederzusehen glaubte. — Gott ist gütig! Er will nicht, daß mein Kind stirbt. Er hat Sie geschickt, um es zu retten.“

In diesem Augenblick stieg das Kind, welches einige Minuten ruhig gelegen hatte, einen wilden Schrei aus, noch furchtbarer als zuvor, noch gellender als ein wildes Thier, dem man das Messer in den Leib gerannt.

Halb ohnmächtig vor Schmerz warf sich Elena über den kleinen José und bedeckte das arme, schmerzgequälte Gesichtchen mit leidenschaftlichen Küssen.

„Ruhig, liebe Freundin“, warnte der Doktor mit ruhiger Stimme, „ruhig, seien Sie doch Herr Ihres Schmerzes. Lassen Sie mich allein an dieses Kind rühren, welchem Ihre Liebungen jetzt leicht schaden können. Es ist vielleicht noch nicht zu spät. Aber ich werde nachher Ihrer Hilfe bedürfen. Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich.“

In demselben Augenblick kam der Diener, ganz außer Athem zurück und brachte das Eis und die Blutegel.

Er begann sofort in allen Einzelheiten zu berichten, welche Mühe es ihm gekostet habe, den Apotheker zu wecken, aber der Doktor gebot ihm kurz, zu schweigen und das unnütze Geschwätz auf später zu verschieben.

Sodann setzte er mit leichter Hand und großer Geschicklichkeit dem Kinde vier Blutegel hinter jedes Ohr und umgab den glühenden Kopf mit der gefüllten Eisblase.

Fast sofort wurde das Köpfchen schwächer, und das Zucken der Gesichtsmuskeln hörte auf. Auch das klagende Stöhnen des Kindes verschwand. Es fiel in einen bleiernen Schlaf, der nur in langen Zwischenpausen von fieberhaften Krämpfen unterbrochen wurde.

„Meine Aufgabe ist beendet!“ sagte alsdann Lemoine. „Alles was noch geschehen konnte, ist geschehen. Sie haben jetzt Zeit genug, Ihren Hausarzt nochmals rufen zu lassen. Ihre Leute werden ihn jetzt wohl zu Hause finden, und er wird sich nicht mehr in der Diagnose irren. Mir bleibt nur übrig, mich zurückzuziehen und dem Himmel zu danken, daß er mir erlaubt hat, Sie wieder zu sehen — obgleich ich vielleicht darunter leiden werde — und Sie auch. Wollen Sie mir erlauben, mich nochmals nach dem Befinden dieses lieben Kindes zu erkundigen?“

„Mein braver Freund, gehen Sie nicht fort, ich bitte Sie inständigst darum! Ich habe Furcht — große, unsagbare Angst. Es könnte vielleicht eine Verschlimmerung eintreten, ehe Doktor Glandrin kommt . . . Ich wüßte mir nicht zu helfen. Außerdem habe ich nur noch Hoffnung und Vertrauen zu Ihnen.“

Seine professionellen Bedenken fielen. Lemoine fühlte eine fremdbildliche Beklemmung in der Nähe dieser Frau, deren geliebtes Bild ihm so oft in seinen Träumen erschienen war, und die

er auf so wunderbarer Weise in Schmerz und Verzweiflung wiedergefunden hatte.

Zu bewegt, um zu sprechen, machte er ein Zeichen, daß er bleiben wolle. Alsdann, immer noch stumm, das Blut in Wallung die Kehle wie zugeschnürt, nahm er an dem Bettchen des Kindes Platz, nur mit größter Anstrengung das heftige Klopfen seines Herzens unterdrückend. Elena murmelte einige Dankesworte, ließ sich auf der anderen Seite des Krankenlagers in einen Sessel nieder und vergrub das Gesicht in ihre Hände.

Sautlose Stille herrschte in dem Raume; die schweren Stoffe und Gardinen, welche die Wände bedeckten und die Thüren und Fenster verhüllten, ließen kein Geräusch von draußen eindringen. Die warme Atmosphäre war von dem Geruch der Medicamente leichtgeschwängert. Nur das leise, regelmäßige Ticken der Wanduhr und von Zeit zu Zeit ein halblauter Seufzer des Kleinen unterbrachen die Stille.

Lemoine gelang es nach und nach, wieder Herr seiner inneren Bewegung zu werden, und mit seiner gewohnten Ruhe begann er die Baronin zu beobachten.

Die arme Frau schien, in ihrem Sessel zusammengesunken, ohnmächtig zu sein; von Zeit zu Zeit überließ ein nervöses Zittern ihren ganzen Körper.

Die Vergangenheit stieg vor dem Doktor auf.

„Welch ein Roman ist doch das Leben!“ dachte er. „Elena Ruiz, die feurige Patriotin, die Tochter des Märtyrers der Freiheitskämpfe, die Heldin von Cuba, ist eine elegante, beneidete Millionärin!“

Welche Macht hatte sie bis dahin verschlagen?

Und dann dachte der Doktor weiter, daß dieses anbetungswürdige Wesen heute seine Frau sein könnte, wenn ihn nicht damals der Tod seiner Mutter gezwungen hätte, plötzlich von New York abzureisen und das geliebte Mädchen in der amerikanischen City einer ungewissen Zukunft zu überlassen.

Es überließ ihn kalt bei diesem Gedanken. Die Augen ins Leere gerichtet, träumte er weiter:

„Mein Gott, wie unsagbar liebte ich sie! Und sie? Schien es nicht, als ob sie diese Liebe theilte? Und nun gehört sie einem anderen an — diesem verfluchten Saint-Magloire, den ich für den größten Industriemagnaten und Spitzbuben halten möchte.“

Sie war so schön — die Augen unendlich sanft und tief — die Stimme so schmeichlerisch und melodisch — die Lippen scheinen nach heißen Küssen zu verlangen. Und heute war sie vielleicht noch schöner, noch begehrenswerther in ihrer blühenden Reife.

„Liebe ich sie noch?“ fragte sich Lemoine. „Muß ich nicht diese Flamme ersticken, die in meinem Herzen wieder auflodert? Muß ich sie nicht fliehen — weit — weit?“

Ja, es wäre das Beste, so zu handeln. Warum ihr das Leben noch schwerer machen? Sie liebt vielleicht ihren Mann, sie verehrt ihn. Sie nicht mehr wiederzusehen, wäre ein Beweis von Liebe, größer als alle anderen.“

Lemoine erinnerte sich der Ahnungen, die ihm neulich in der Oper befielen.

„Ach“, sagte er sich, „das Herz hat oft intuitive Offenbarungen; es täuscht sich nicht!“

Elena, in tiefster Seele erschüttert, dachte auch an die Vergangenheit. Die schmerzlichen Erinnerungen mischten sich mit dem Kummer der Mutter. Es lag auf ihr wie ein Alb.

„Was wird er wohl gedacht haben, als er mich hier in diesem Lugez wiederfand? Würde er mich vielleicht gar verachten, wenn er die ganze Wahrheit erführe?“

Ein leises Wimmern, gefolgt von einem Niesen, rief die Mutter und den Arzt in die grausame Gegenwart zurück.

„Mein José! Mein lieber Pepito!“ jammerte die Baronin, als sie das Kind in Zuckungen auf den blutbefleckten Kopfkissen sich winden sah. Plötzlich streckte sich der Körper, die Gesichtszüge glätteten sich, die Haut schien durchsichtig, wachsern zu sein.

Lemoine hatte sich über das Bettchen gebeugt.

„Weber das Eis noch die Blutegel haben Wirkung gethan“, murmelte er. „Es war zu spät.“

Elena hatte es nicht gehört, aber als sich der Arzt wieder aufrichtete, die Stirne gerunzelt, den Blick verschleiert, da ward es ihr zu Bewußtsein.

„Er ist todt, nicht wahr, Doktor, er ist todt?“ fragte sie tonlos.

Statt aller Antwort senkte der Arzt den Kopf. Die arme Frau hatte zu weinen aufgehört. Eine eigenthümliche Flamme bligte in ihren Augen auf und leuchtete über das aschfahle, vergrämte Gesicht. Sie klagte.

Der Diener eilte herbei.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsch-russischer Kulturwinkel.

Von Dr. Ernst Schwarz.

(Nachdruck verboten.)

In den weitausgedehnten Sümpfen Wolhyniens, des 1797 nach den beiden letzten Teilungen Polens gebildeten russischen Gouvernements an den Ausläufern der Karpathen, bemerkt man neben den schmutzigen Dörfern der Rußniaken und Kleinrussen hier und da, wie Oasen in der Wüste, eingestreut Ansiedelungen deutscher Bauern, die es trotz der kargen Unterstützung durch die ärmliche Natur zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben. Dieser in unendlichen Mühen errungene höhere Kulturzustand hat den Neid der Russen erweckt und man hat es durchzusehen gewußt, daß den Deutschen von jetzt an regierungsseitig das Recht genommen worden ist, Land käuflich zu erwerben.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war Wolhynien zu einem großen Teile eine Wüsten- und Moräste, Gesträuch, verwüstete Wälder wechselten miteinander ab. Man macht jetzt den Deutschen den Vorwurf, daß sie die Wälder verwüstet hätten; das ist nicht wahr, denn die Edelleute hatten dies vorher schon, oft in gerabezu sinnloser Weise, getan; den Deutschen blieb in dieser Beziehung nicht viel zu tun übrig. Was sie ausgerottet haben, waren keine Wälder mehr, sondern nur noch Strunk und Strauch. Die Gegend war wenig bevölkert; man traf nur hier und da die verwahrlosten Bohnstetten der Edelleute und die elenden Hütten der Leibeigenen an. Und um nichts besser waren die Dörfer der russischen Bauern. Ihr ganzes Wissen von der Landwirtschaft bestand darin, daß sie das Land mit einem hölzernen Pflug (Socha) ein wenig umkrachten und dann den Samen hineinstreuten und mit irgend einem Mist eggten. Das gewonnene Getreide, das die Hauptnahrung der Bevölkerung ausmachte, wurde mit zwei Handsteinen gemahlen. Rindvieh und Schweine hatten nur den Namen mit diesen Tieren gemein, sonst fast nichts. Die Tiere waren sich selbst überlassen und gingen den ganzen Sommer frei im Walde umher. Im Spätherbst wurde dann eingefangen, was die Wölfe nicht zerrissen hatten, und jeder suchte das Seine aus, das er an besonderen Kennzeichen erkannte. Den Winter über fand das Vieh keine Unterkunft in Ställen, sondern mußte Tag und Nacht im Freien bleiben, wo es sich an den Heuschobern nach Belieben gütlich tun konnte; eine Fütterung fand nicht statt. Die Wohnung der Bauern bestand aus einem einzigen Raume von 6—8 Arschin im Geviert. Das war zugleich Wohnstube, Küche, Futterställe für Schweine, Gänse und Hühner und Schlafraum für die ganze Familie. Das Getreide wurde in Schobern aufgeschleppt und im Winter nach Bedarf gedroschen.

Das war die Wirtschaftsweise der russischen Bauern, ehe sie mit den Deutschen in Berührung kamen, und da, wo keine Deutschen sind, ist sie heute noch so. Dem Edelmann, der nicht im Staatsdienst stand, war sein Gut eine Last. Er mußte es einem Verwalter überlassen, der ebenso wenig von der Landwirtschaft verstand, wie die Bauern auch. Der Edelmann hatte nur den Gewinn von seinem Gut, daß er den Wald schlagen ließ oder es verpfändete. Diesen Edelleuten nun erschienen die aus Polen (nicht Preußen!) eingewanderten Deutschen als willkommene Abnehmer ihres Landes, sei es durch Kauf oder durch Tausch. Es war beiden geheißen: der Edelmann war sein lästiges Gut los, und der Deutsche hatte Land. So entstand eine Kolonie nach der anderen; Schulen wurden gebaut und das Land mit verbesserten Geräten bearbeitet. Auch Handwerker waren eingewandert. Der Unterschied in der Bearbeitung des Landes war ein gewaltiger. Wo der russische Bauer 6 bis 8 Pferde — und was für welche! — vor seine Socha spannen mußte, da aderte der Deutsche mit einem oder zwei Pferden vor seinem amerikanischen Pfluge und leistete doch mehr und bessere Arbeit. Wo früher Wolf und Eber hausten, da prangten nun herrliche Getreidefelder und wohlgebaute Kolonien. Da sah denn auch der russische Bauer bald den Unterschied und schaffte sich auch eiserne Pflüge und eisenachsene Wagen an.

In wenigen Jahrzehnten hat deutscher Fleiß, deutsche Ausdauer und deutsche Kultur das alles zu Wege gebracht. Wären die Deutschen nicht nach Wolhynien gekommen, so wäre dieses zum Teil heute noch eine Wüste. Wo bleibt da die Gerechtigkeit, wenn man die Kinder von da vertreiben möchte, wo ihre Väter in schwerer Kulturarbeit Kraft, Gesundheit und Leben eingesetzt haben? Es ist für sie tröstend, daß ein Teil der russischen Presse jetzt, nachdem sie eine gewaltige Kulturarbeit geleistet haben, gegen sie heftig und sie als

schädliche Elemente hinzustellen sucht; und noch tränkender ist, daß diese Verbrechen und Verleumdungen von Erfolgen waren, indem den Deutschen das Recht entzogen wurde, Land zu kaufen. Und was die russischen Zeitungen in allen Tonarten ausriefen, das konnte schließlich den Bauern nicht verborgen bleiben und auch sie stimmten ein, und heftige Drohungen wurden laut, ja selbst vor den Schranken des Gerichts wurde den Deutschen in unverblümter Weise gesagt, daß sie nichts als fremde Eindringlinge wären. Ist es da zu verwundern, daß die Sendlinge der preussischen Ansiedelungskommission bei den Kolonisten Wolhyniens ein williges Ohr fanden? Viele vertrösteten sich auf bessere Zeiten, und diese kamen auch; die Sehe in einem Teile der russischen Presse hat nachgelassen, und auch die Spannung zwischen den deutschen Kolonisten und der benachbarten russischen Bevölkerung ist nicht mehr so scharf. Aber das Verbot, Land zu kaufen, ist geblieben. Der Deutsche begreift auch, daß sein russischer Nachbar ihm vorgezogen wird; aber warum unter den Deutschen selbst noch ein Unterschied gemacht wird, indem z. B. von zwei Deutschen, die in demselben Jahre von demselben Gutsbesitzer Land gekauft haben, der eine sein Kaufrecht erhält, der andere aber trotz vorzüglicher Zeugnisse abgewiesen wird, das kann er nicht begreifen. Und das ist durchaus kein vereinzelter Fall!



feuchte Wohnungen.

So manche Familie kann gewisse Krankheiten nur aus dem Grunde nicht los werden, weil die Wohnung feucht ist. Feuchte Wohnungen können schädigend auf die Gesundheit in erster Linie durch Hervorrufung von Störungen in der „Wärmeökonomie“ der Bewohner wirken. Von gesundheitlicher Bedeutung ist aber ferner auch, daß in feuchten Wohnungen die Luft infolge der Beförderung von Zerlegungsvorgängen durch die Feuchtigkeit meist schlecht ist, daß manche Infektionskeime in ihnen besonders gute Existenzbedingungen finden und daß Nahrungsmittel in ihnen leicht verderben. Außerdem verliert in Räumen, die hochgradig feucht sind und dadurch in häuslicher Hinsicht leiden, der Bewohner Gefühl und Interesse für Reinlichkeit und Ordnung der Wohnung, was wiederum weitere schädliche Folgen für die Gesundheit nach sich ziehen kann. Demgemäß sind zunächst „Erfältungskrankheiten“ im weitesten Sinne das Wortes, dann aber auch Störungen der Körperentwicklung bei Kindern, Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit gegen ansteckende Krankheiten, Häufung bestimmter Infektionskrankheiten, Schädigungen der Verdauungsorgane mehr oder weniger unmittelbar möglich und tatsächlich beobachtete Wirkungen des Bewohnens feuchter Räume. Dem Entstehen feuchter Wohnungen kann bei Errichtung eines Gebäudes vorgebeugt werden: durch Verwendung geeigneter Baumaterialien — durch Hochlage der unteren Gebäudeteile über Hoch- und Grundwasser — durch Schutz der unter der Erdoberfläche liegenden Gebäudeteile gegen Bodenfeuchtigkeit, sowohl in horizontaler wie auch in vertikaler Richtung — durch Bekleidung der Außenwände mit einem das Eindringen des Wassers verhindernden Material — durch ausreichende Mauerstärken, durch Herstellung von Luftschichten in den Außenwänden — durch sorgfältige Herstellung der Dachdeckung, der Regenwasserableitung, der Wasserversorgungs- und Entwässerungsanlagen.

Gebläuter Zucker.

In der Tagespresse wird in letzter Zeit mit Recht vor gebläutem Zucker gewarnt. Reiner Zucker schadet nie und nirgends; alle Gesundheitsschädigungen durch Zuckersachen rühren, sofern nicht giftige Farben genommen sind, von dem Waschblau (Ultramarin) her, mit welchem die deutschen Rübenzuckerfabrikanten dem weißen Gut- und Würfelzucker ein besseres Aussehen geben wollen. Man kann jetzt zwar fast überall ungebläuteten Zucker erhalten, aber sicher vor gebläutem Zucker ist, man doch noch nicht. Man verlange deshalb überall stets ausdrücklich ungebläuteten Zucker und weise gebläuteten zurück.



Der Ursprung des „Stedenreiterpfennigs“.

Im Sommer 1650 befand sich eine große Zahl kaiserlicher, schwedischer und reichsfürstlicher Bevollmächtigten zu Nürnberg, welche die Aufgabe hatten, den zwei Jahre zuvor abgeschlossenen westfälischen Frieden zur Ausführung zu bringen. Mit großen Festlichkeiten ward die Vollendung des schwierigen Werks gefeiert. Ein lustiger Kops machte sich das Vergnügen, unter der Straßenjugend auszusprengen, der kaiserliche Gesandte, Herzog Ottavio Piccolomini, wollte jedem Knaben, der am nächsten Tage, einem Sonntag, auf einem Stedenpferd vor sein Quartier würde geritten kommen, eine Denkmünze oder einen Friedenspfennig verehren. Diese Mitteilung fand Glauben, und am nächsten Morgen rückte eine große Schar kleiner Stedenreiter abteilungsweise vor das Haus des Gesandten. Hier begannen sie, um ihre Ankunft noch deutlicher an den Tag zu legen, zu wiehern und zu schreien und förmliche Reiterübungen lärmend auszuführen. Sie scheuchten endlich den Gesandten auf, welcher, verwundert über die große Zahl der Stedenreiter vor seinem Hause, fragte, was das zu bedeuten habe, worauf er denn aus ihrem Munde erfuhr, was man ihnen aufgebunden hatte. Piccolomini konnte sich des lauten Lachens nicht erwehren, ließ jedoch den Stedenreitern melden, sie möchten über acht Tage genau in demselben Aufzuge wieder vor sein Quartier rücken. Man brauchte ihnen das nicht zweimal zu sagen; es gab wohl keinen Jungen in und um Nürnberg, der nicht pünktlich angeritten gekommen wäre. Jeder, ohne Ausnahme, erhielt eine kleine viereckige Silbermünze im heutigen Werte von zwei bis drei Groschen; auf der einen Seite stand: Vivat Ferd. andus III., Romanorum Imperator, auf der anderen ein Knabe, ein Stedenpferd reitend, mit der Beischrift: Friedensgedächtnis in Nürnberg 1650. Münzsammler kennen sie noch heute unter dem Namen des Stedenreiterpfennigs.

Eigentümliche gerichtliche Vorladungen.

Wenn es im Mittelalter zur Sommerzeit viel Ungeziefer gab, so suchte man es nicht etwa, wie heute, nach Kräften zu vertilgen, sondern lud es vor Gericht. So geschah es im Jahre 1497 in Bern mit sämtlichen Insekten durch den Stadtschreiber Fridart, und erst als sie nicht erschienen, wurden sie exkommuniziert, d. h. aus der kirchlichen Gemeinschaft gestoßen. Ob sie sich daran gekehrt und die Andächtigen in den Kirchen nicht weiter gestört haben, wird nicht berichtet. Jetzt hatte aber wenigstens jeder das Recht, sie totzuschlagen. Im Bistum Troyes wurden 1516 die Raupen exkommuniziert. Wegen der Engerlinge wandte sich 1492 die Urner Geistlichkeit an den Erzbischof zu Konstanz. In Bern bestellte man ihnen sogar als Verteidiger einen Advokaten. Man glaubte nämlich, die Mücken, Käfer u. w. wären Bewohner des „stillen Landes“, wo „Mutter Berchta“ herrschte, die auch die Kinder in die Menschenwelt brachte.

Wie jemand sich selbst beklatscht.

Benjamin Franklin wohnte einst, als er erst kürzlich seinen Gesandtschaftsposten in Paris angetreten hatte, einer Sitzung der Akademie bei. Da er das deflammierte Französisch nur schlecht verstand, hatte er sich vorgenommen, jedesmal, so oft er seine geistreiche Freundin, Madame de Boufflers, Zeichen des Beifalls geben sehe, ebenfalls zu applaudieren. Der würdige Mann führte dieses Programm mit großem Eifer und großer Ehrbarkeit durch, zum äußersten Erstaunen der Versammlung, welche bemerkte, daß er niemals lauter in die Hände klatschte, als bei den Stellen, in welchen der Redner dem Gefeierten Fremden die schmeichelhaftesten Dinge sagte.

Turistenhemden, weisse Trikothemden

mit farbigen Bruststeinsätzen,

Filet- und Netz-

Jacken, Hemden und Hosen.

Grosse Auswahl.

Billige feste Preise.

L. Schwenck,

Wiesbaden, 3034

Mühlgasse 9.



Institut Meerganz,

Handels- und Schreiblehranstalt,
Dotzhelmstrasse 21 p.

Am 15., 16. und
17. Juli:

Beginn neuer
Schreibkurse.



Gründlicher, gewissenhafter Unterricht nach sehr leicht faßlicher Methode unter Garantie des Erfolges in:

allen Arten Buchführung incl. Bücher-Abschluß,
Kaufm. Rechnen und Kontokorrentlehre,
Prakt. Wechselkunde und Wechselrecht,
Schönschreiben,

Kaufm. Korrespondenz, deutsch u. fremdsprachlich,
Stenographie (Gabelsberger),
Maschinenschreiben, Kontorpraxis u.

Einzel-, Kurs- und auf Wunsch Privat-Unterricht.

Der Unterricht an Damen erfolgt in
separaten Räumen unter persönlicher
Leitung von Frau R. Meerganz, lang-
jährige Buchhalterin.

Beste hiesige Referenzen.

Aufnahme und Eintritt kann jeder Zeit erfolgen.

Unterrichtsstunden zwischen Morgens 8 und Abends 10 Uhr.

Begünst und Stellenvermittlung.

3399

Die Direktion: R. Meerganz.

Ein Wort an Alle,

die Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch,
Spanisch, Portugiesisch, Holländisch Dänisch,
Schwedisch, Polnisch, Russisch oder Bömisch
wirklich sprechen lernen wollen.

Gratis und franke zu beziehen

durch die Rosenthal'sche Verlagshandlung
in Leipzig.